

# Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 49.

Berlin, Mittwoch den 22. April

1840.

## Frankreich.

Paris im Jahre 1700.

Im Jahre 1697 wurde der Ryswicker Frieden geschlossen. Der Ehrgeiz des Königs Wilhelm von Großbritannien war erst zur Hälfte befriedigt, und vielleicht würde es ihm gelungen seyn, in noch einigen Feldzügen den Stolz Ludwig's XIV. ganz und gar zu demüthigen. Aber nach einem so langen Kampfe war das Englische Volk des Krieges müde. Und überdies feierte der Stattholder von Holland doch immer noch einen persönlichen Triumph, indem ihn der Beschützer der Stuarts als König von England anerkannte. Wilhelm ernannte den Grafen von Portland zu seinem Gesandten in Paris. Dieser war ein vornehmer Herr, der sein Haus auf eine überaus glänzende Weise einrichtete. Unter Anderem wählte er zu seinem Leibarzte einen ausgezeichneten Mann, den Doktor Martin Lister, der sich als Naturforscher einen Namen gemacht hat. Für uns wird er jedoch gerade durch das unbedeutendste seiner Werke bemerkenswerth.

Der Doktor war schon früher einmal zur Herstellung seiner Gesundheit in Frankreich gewesen. Er liebte dieses Land und ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, seine Freunde wiederzusehen. Seine Neigungen waren einfach, er liebte die Wissenschaft und die Gelehrten, die Künste und Künstler; er war wißbegierig und nahm über alle Gegenstände, die ihn anzogen, Notizen auf. Als er nach England zurückkehrte, brachte er seine Notizen in Ordnung und machte ein Buch daraus, welches jetzt ziemlich selten ist. Der Doktor benachrichtigt seine Leser gleich in der Einleitung, daß er nicht darauf ausgegangen sey, den Glanz des Französischen Hofes zu schildern. Seine Aufmerksamkeit, bemerkt er weiter, sey eben so wenig durch die religiösen und bürgerlichen Ceremonien angezogen worden. Auch um die Geschäfte der Gesandtschaft habe er sich nicht gekümmert, eben so wenig wie um die Leitung des Schiffes, das ihn nach Frankreich übergeführt. „Es machte mir mehr Vergnügen“, sagt er, „Herrn Breman in seiner weißen Weste im königlichen Garten arbeiten zu sehen, als die glänzende Pracht beim Empfange der Gesandtschaft zu bewundern; auch wurde es mir leichter, ein Hundert Pflanzennamen zu lernen, als die Namen eines halben Duzend Prinzen zu behalten. Alles wohl erwogen, wäre mir ein halbtägiger Spaziergang in der schönen Sonne Languedoc's und im beschneidenden Garten lieber gewesen, als das Aufundabgehen in den prächtigen Alleen der Gärten von Versailles und Saint-Cloud. So viel lieber ist mir eine schöne Natur und ein blauer Himmel, als alle Werke der Kunst in einem kalten und unfreundlichen Klima.“

Der Doktor begann seine Beobachtungen, noch ehe er den Fuß auf das Pflaster von Paris gesetzt hatte. Noch im Wagen sitzend, in welchem er sich mit Sr. Excellenz dem Gesandten unterhielt, stellte er Vergleiche zwischen der Gleichgültigkeit des Londoner Volks gegen alle neue Erscheinungen und der ungemessenen Reuzierde der Pariser an. „Daß die Reuzierde übrigens nicht bloß die unteren Volksklassen charakterisirt, beweist schon der Umstand, daß mehrere hundert Wagen vornehmer Herren, unter denen selbst die einiger Bischöfe, Herzoge und Pairs, in den Straßen sich an einander drängten, und daß die vornehmen Besizer die Geduld hatten, Stunden lang auf uns zu warten.“

Der Doktor Lister stellt hierauf einen allgemeinen Vergleich zwischen Paris und London an. „Die Hauptstadt Frankreichs ist bevölkerter als die Englands, natürlich im Verhältniß zur geringeren Ausdehnung der ersteren. In Paris haben die Paläste und Klöster die Wohnungen des Volks verschlungen und sich des größten Theils des Terrains bemächtigt. In London hat dagegen das Volk die Paläste zurückgedrängt und an ihrer Stelle seine Häuser gebaut; jedoch ist es dabei auf ganz gesunde Weise verfahren, da es die Paläste gekauft und theuer bezahlt hat.“

„Alle Häuser der vermögenden Leute haben hier Einfahrtsthore. Man zählt deren mehr als 700, und die meisten sind nach den besten Mustern der alten Architektur gebaut. Die Fenster der Erdgeschosse sind mit eisernen Gittern versehen, was sehr kostspielig seyn muß. Wenn die Häuser von außen prächtig anzusehen sind, so sind sie im Innern nicht weniger schön ausgestattet, und die bis ins Kleinste gehende Eleganz der Möbel entspricht ganz dem äußeren Schein. Ueberall sieht man Vorhänge von kostbaren Stoffen, welche von goldenen und seidnen Schnüren gehalten werden; Betten von karmosinrothem Damast und Sammet, oder gar von goldenen und

silbernen Stoffen; Schränke von Elfenbein oder mit Schildpatt ausgelegt und mit Gold und Silber verziert; Kandelaber von Krystall, vorzüglich aber werthvolle und seltene Gemälde.

Der Aufwand in Gemälden hier und in den Landhäusern der Umgegend geht so weit, daß man das Haus keines Mannes von irgend einiger Bedeutung betreten kann, ohne solche zu finden; sehr häufig ruiniren sie sich durch diese Liebhaberei. Jeder, der einig Geld hat, strebt nach dem Besitze eines guten Gemäldes oder eines Bildwerkes von einem großen Künstler. Man kann sich keine Vorstellung von dem Vergnügen machen, welches die Fremden erwartet, wenn sie die Gärten besuchen, in denen die Wunder der Kunst gehäuft sind. Sobald in diesem Lande ein Mann reich wird, verschwendet er sein ganzes Vermögen in Gebäuden oder in Gemälden. Bei dem Allen habe ich hier eine Menge von Geräthschaften und Dingen, die zur Bequemlichkeit des Lebens gehören und die man in England findet, vermisst. Ein Pariser sagte mir leztlich, er habe ein Verzeichniß dieser Dinge, die den Parisern fehlten, aufgenommen, und dasselbe besaue sich auf mehr als sechzig Nummern. Die Straßen sind mit viereckigen Steinen von 8–10 Zoll Dicke gepflastert. Jeder Stein kostet, ehe er noch gelegt wird, 12 Sous, so daß die Pflasterung einer so großen Stadt ungeheure Kosten verursacht haben muß. Die Wege, welche zur Stadt führen, sind ebenfalls bis zur Entfernung von einigen Meilen gepflastert. Die Straßen sind sehr enge, und die Fußgänger können kaum den Wagen aus dem Wege gehen, die sehr rasch fahren.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen geht der Doktor zu einer umständlicheren Betrachtung dieser großen Stadt über, wobei er von den Straßen und öffentlichen Plätzen, von den bemerkenswerthen Häusern und Menschen, von den Bibliotheken, die er besucht hat, von der Lebensweise und den Vergnügungen der Pariser, von den Gärten und endlich von der Luft und den Gesundheits-Verhältnissen der Stadt ausführlich spricht. — „Die Wagen“, sagt er, „sind sehr zahlreich; sie sind prächtig vergolbet und bemalt, und wenn sie auch den unrigen an Schönheit nicht gleichkommen, so übertreffen sie dieselben durch die Vollkommenheit der Sprungfedern.“

(Schluß folgt.)

## Italien.

Die Insel Sardinien und ihre Bewohner.

(Schluß.)

Die Flora Sardinien's entfaltet großen Reichthum; wir sehen hier das Laubwerk der Tropenländer mit dem des Europäischen Nordens gepaart. Besonders prächtig ist die Vegetation der Berge und der Hochebenen. Die Fichte, der Kasanienbaum und der Nuthbaum werfen auch auf Sardinien's Felder ihren kühlenden Schatten; in den Wäldern findet man den Ahorn, das Pantoffelholz, die grüne Eiche, die Stechpalme und den Wachholderstrauch. Der Tarus erreicht eine erstaunliche Höhe; die Myrthen sind schöne Bäume; die Erdbeerbäume erheben sich zuweilen bis an 7 Metres; der Birnbaum mit Mandelblättern und der wilde Delbaum überdecken ungeheure Räume auf den Hügeln, wo das Spanische Pfriemenkraut mit den schönsten Heidekräutern sich mischt, unter welchen die erica arborea zu einer bedeutenden Höhe emporwächst. In einigen feuchten Thälern sieht man die zierliche genista aetnensis (Ginster vom Aetna) mit ihren prächtigen goldgelben Blüten; Felsenrosen, Mastirbäume und Terebinthen wachsen an jedem Orte, den die Kultur vernachlässigt. Die Vorbeer-Rose schmückt alle kleine Thäler; die Tamarinde wächst mehr in der Nachbarschaft der Küste, wo man auch Zwergpalmen und den Dattelbaum aus Afrika antrifft. Zitronen und Drangen werden fleißig kultivirt; Feigen, Granatäpfel und Weintrauben gedeihen ganz ohne Pflege vortreflich. Die Insel hat viele ihr eigenthümliche Vegetabilien; sie bringt schöne Gemüse-Sorten in reicher Mannigfaltigkeit; prächtige purpurne Digitalien bekleiden die Berge, und Orchis-Blumen schmücken die lachenden wohlbeschatteten Landschaften. Unter den Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen (Dolden!) bemerkt man die verschiedenen Arten des Tausendgüldenkrautes (Centaureen), und eine Art Distel, deren Stengel eine wohlschmeckende fleischige Substanz enthält. Diese Substanz ist den Bauern eine willkommene Speise.

Die Wasservögel in Sardinien sind sehr merkwürdig; vor Allen verdient der Flämänder oder Flamingo Erwähnung. Wenn man in den lezten August-Tagen die Bastion besteigt, welche den



Bewohnern Cagliari's als Spaziergang dient, so sieht man am südlichen Horizont die prachtvollen Vögel auftauchen. Die Flamingo's ziehen, gleich den wilden Enten, in dreiwinkligen Schwärmen; aber man unterscheidet sie schon aus weiter Ferne an dem Feuerglanz ihres Gefieders. Sobald der Zug einen benachbarten Teich als seinen vorjährigen Wohnsitz wiedererkennt, schwebt er einige Augenblicke fast unbeweglich; dann lassen sich die flammenrothen Gänse aus Afrika, die Spirallinie eines umgestürzten Kegels beschreibend, langsam auf den Ort nieder, der das Ziel ihrer Wanderung ist. Bewundere sie aus der Ferne: denn wehe Dir, wenn Du in dieser Jahreszeit dem verpesteten Teiche nahe kommst!

Bald nach den Flamingo's des Südens stellen sich die nordischen Vögel ein. Im Monat Oktober treffen Schwäne, Piev-Enten, gehaubte und gekrönte Enten, aschgraue und purpurfarbige Reiher, Rohrdommel, Krebsfresser von Mahon, Blongio's, Nachtraben, Silbertaucher, Kormorane, Wasserhühner und Türkische Enten wie zu einem General-Kongresse zusammen und beleben die salzigen Wasser der Teiche und das Röhricht der Sümpfe.

Ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich die Thiere aller Art aufzählen sollte, denen man auf Sardinien's Fluren und in den Gewässern dieser Insel begegnet. Ich bemerkte nur, daß es hier auffallender Weise weder Vipern, noch andere Giftschlangen giebt. Wohl den Landbewohnern, wenn sie die Stiche des Skorpions und jener dicken Spinnen, die wir Tarantel nennen, nicht zu fürchten brauchten! Doch spricht man von den Folgen des Stiches dieser Insekten mit großer Uebertreibung. Die Furcht vor dem Tarantelstiche ist so groß, daß die Leute sich der wunderbarsten Mittel bedienen, um ihn zu heilen; an einigen Orten lassen sich Bauern, wenn sie einen solchen Stich bekommen haben, in einen Düngerhaufen stecken und bleiben in diesem dufenden Bette fünf bis sechs Stunden dem glühenden Sonnenstrahl ausgesetzt; anderwärts schiebt man sie in einen ziemlich erhitzen Backofen. So berichtet Herr della Marmora, jedoch nur nach Hörensagen.

Die Bevölkerung Sardinien's läßt sich, da man hier bei Volkszählungen etwas nachlässig zu Werke geht, nicht genau angeben. Herr della Marmora berechnet sie nach den vorhandenen Dokumenten auf 309,000 bis 315,000 Individuen. Seit dem Jahre 1773 bemerkt man zwei interessante Veränderungen in der Bevölkerung, welche den politischen Umständen analog sind, in denen Sardinien sich befunden hat. Von 1773 bis 1816 zeigt sich eine abnehmende, von dem letzteren Jahre an eine zunehmende Progression. Im Jahre 1773 wurden 426,375, im Jahre 1816 331,867 und im Jahre 1824 wieder 412,337 Seelen gezählt. Darunter waren: Edelleute, 1600 Familien, 6200 Seelen; Geistliche, 1837; Mönche, 1125; Städtebewohner, 63,200; Hirten, 16,500 Familien (85,000 Seelen). Es verdient Bemerkung, daß in der Periode der abnehmenden Bevölkerung auch die meisten Verbrechen verübt wurden. Innerhalb 40 Jahren fiel eine schreckliche Menge Nordthaten vor; in einem dieser Jahre betrug die Zahl derselben bis an Tausend. Der Verf. bemerkt, daß man die Abnahme der Bevölkerung auf dem Lande während jener Periode nicht auf Rechnung der Aerzte schreiben könne, indem es damals auf dem Lande gar keine Aerzte gegeben habe; ist aber dann die Sterblichkeit in den Städten, wo man viele Aerzte hatte, nicht bedeutender gewesen? Ueber diesen Punkt giebt uns der Herr Oberst keine Auskunft.

Die Bewohner Sardinien's sind selten von mehr als mittlerer Größe, aber im Durchschnitt wohlgewachsen und muskelftark. Sie haben ein schönes schwarzes Auge und eine Physiognomie voll Leben und Ausdruck. Wie alle isolirt lebende Völker, besitzen sie großen Nationalstolz; ihre Manieren sind ungeschlacht; mit einer gewissen Schlaubeit und Durchtriebenheit vereinigen sie die Tugend der Gastfreundschaft. Eiserne Beständigkeit in Liebe und Haß findet sich bei ihnen, wie bei den Korsen, Sicilianern und Kalabresen. Der Bergbewohner Sardinien's hält die Rache sogar für heilige Pflicht; es kostet ihm große Ueberwindung, die Satisfaction für einen Schimpf, der ihm angethan worden, der Regierung zu überlassen. „Ich bin der Beleidigte“ ruft er aus, „mein ist also die Rache!“ Was wir von den Korsischen Banditen wissen, das findet auch auf die Sardinischen volle Anwendung; in beiden Ländern bringt dieselbe Ursache dieselben Wirkungen hervor; Wälder und Berge bevölkern sich mit Flüchtlingen, die in einem Kriegszustande gegen die Gesellschaft stehen, deren heiligste Rechte sie verlegt haben.

Ein recht interessanter Abschnitt des vorliegenden Werkes betrifft die Sardinische Sprache. Diese gehört, wie man schon lange weiß, zur großen Familie der Romanischen und ist eine Tochter des Lateins. Sie bewahrt eine noch größere Zahl alt-Römischer Wörter, als ihre Schwesterlichen Idiome, hat sich aber von der Phrasologie des Mutter-Idioms wenigstens eben so weit entfernt. Alle Wörter des Sardinischen, das man keinesweges als eine bloße Mundart der Sprache Italiens betrachten darf, enden auf Vokale oder auf einen der Konsonanten S und T. Die häufigen Griechischen Wörter sind noch Erinnerungen an Sardinien's alterthümlichen Verkehr mit den Küstenstädten von Klein-Asien. Unter der Aragonesischen Herrschaft mengten sich Catalonisch und Castilianisch in die Landessprache. Diese beiden Haupt-Dialekte Spaniens werden jetzt noch in einigen Klöstern und Kantonen gesprochen; auch bewahrt die Stadt Alghero, eine Catalonische Kolonie, das Idiom ihres Mutterlandes.

Der Sinn für Poesie scheint den Sarden, vorzüglich dem Landvolke, angeboren. Sie vertreiben sich bei ihren Arbeiten oder auf Reisen die Zeit mit improvisirten Liedern, in denen sie historische Ereignisse, die Ankunft eines Fremden, oder die Freuden des Landlebens feiern. In der Gallura sind Wettgespräche zwischen Personen beider Geschlechter üblich, in denen die Allegorie bisweilen der Liebe als Schleiher dient.

Herr della Marmora verspricht ein besonderes Werk über die Alterthümer Sardinien's, von dem er vermuthlich schon einzelne Abschnitte in sein Kapitel „das National-Kostüm“ eingewebt hat. Dieses Kostüm zeigt merkwürdige Analogieen mit gewissen antiken Kleidertrachten. Das collobium der Römischen Autoren finden wir in dem Sardinischen colletu (Kollet), einer Art Bammes aus gegerbtem und glattem Leder, so ziemlich erhalten. Die Pelzröcke dieser Insulaner, aus Hammel- oder Ziegenfell, das ganz in seinem Naturzustande bleibt, hat Aelian (in der Schrift De Natura Animalium) erwähnt; er bemerkt auch, daß dieses Kleidungsstück in Sommer und Winter gute Dienste thue: vielleicht ist es Cicero's mastruca. Der sacco da coperti im Gebirge scheint aus dem Römischen sagum entstanden zu seyn. Die cabanella mit ihrer Kapuze erinnert an den ursprünglich Gallischen bardo cucullus. Die Beinkleider, welche ragas oder carzones (Spanisch calzones, Französisch caleçons) heißen, könnten wohl von den Nieder-Bretagnern als Celtische Tracht in Anspruch genommen werden. Selbst die Sardinische Mütze stimmt mit der Phrygischen oder der Mitra des Alterthums. Zuweilen binden sich die Sardinischen Bauern ein bloßes Taschentuch um den Kopf, das am Halse festgeknüpft wird, so daß man die Männer in gewisser Entfernung für Weiber ansehen kann.

Wie mannigfaltig ist aber die Nationaltracht der jungen Mädchen! Sieh nur jene Bäuerin aus Quartu mit ihrem Nieder ohne Aermel, ihrem Gürtel aus Finnen, der mehrmals um die Hüften gewunden wird, um den Busch zierlicher zu machen, mit dem kurzen, faltigen, in brennenden Farben prangenden Rocke, und dem geschloffenen Haar, das in einem Reze von amarantbrother Seide geborgen ist. An Festtagen erscheinen diese reizenden Mädchen in sammetnem Nieder mit goldenen Dressen und silbernen Knöpfchen; ihren Hals schmückt alsdann eine goldene Kette, und an ihrer Fingern prangen Kamee'en, in Ringe gefaßt. Zuweilen hüllen sie sich, wie Nonnen, in einen weißen Schleier, unter dem die regelmäßigen Züge ihres vom Klima gebräunten Gesichtes hervorschimmern. Die Frauen von Oriso tragen scharlachrothe Roben mit aufgeschlitzten Aermeln, die ein sehr feines weißes Hemde durchblicken lassen, und einer kostbaren Treppen-Garnitur. Man würde kein Ende finden, wenn man alle diese mannigfachen Kostüme, an denen noch viel Mittelalterliches sich erhalten hat, der Reihe nach schildern wollte. Die Spuren des Mittelalters sind überhaupt in Sardinien noch nirgends verlöscht. Die geringe Verührung, in welche seine Bewohner mit den Völkern gekommen sind, die alle Revolutionen der Mode erlebt haben, erklärt ihren stationären Zustand. Eine Bäuerin und selbst eine vornehme Dame aus dem 14ten Jahrhundert würde sich hier in keine ganz moderne Gesellschaft versezt glauben; sie würde viele Sitten, Gewohnheiten und Ceremonien jener alten Zeit wiederfinden. Die Herrschaft der Visaner, der Genuesen und der Könige von Aragon haben auch Spuren hinterlassen. Alle diese ehrwürdigen Ueberreste verdienen es nicht, mit Stillschweigen übergangen zu werden; und Herr della Marmora hat darum sehr wohl gethan, daß er einige Landesgebräuche näher beschreibt, die ein treueres Bild von der Nation geben, als eine methodische Schilderung ihres häuslichen Lebens thun würde.

Wer das alte Sardinien auffuchen will, der muß in die Berge, ins Innere der Insel und überhaupt in diejenigen Gegenden sich begeben, die am wenigsten mit dem Auslande in Verührung gekommen sind; dort findet er noch eine Leichen-Feier, die ihn ganz in die alten Römerzeiten zurückversezt.

Ein Zug von Bauern in Trauerkleidung schreitet einem einzeln stehenden Hause zu. Schließe Dich ihnen an und tritt in das Gemach des Hingeshiedenen, der mit dem Gesichte gegen die Thür auf seinem Bette liegt. Um Lohn gedungene Frauen, die weiße Taschentücher in den Händen tragen, nähern sich dem Bette und stellen sich anfangs schweigend in zwei Reihen. Aber mit einemmale stoßen sie einen Wehruf aus, dem ein Schluchzen und Stöhnen folgt. Sie rufen ihr Haar, werfen sich an den Boden und blicken hochträuglich nach oben, als wollten sie dem Himmel Vorwürfe machen. Sind diese Ausbrüche wilden Schmerzes vorüber, so erhebt sich eine der Klagefrauen mit begeisterter Miene und improvisirt das Lob des Verstorbenen in Versen, die sie taktmäßig absingt; ihre Gefährtinnen wiederholen von Zeit zu Zeit im Chore den Refrain des Leichen-Garmens. Die Weise ist je nach dem Alter, dem Geschlechte und Stande des Erblichen verschieden; sie klingt sanft und melancholisch, wenn der Gesang einem jungen Mädchen, lebhafter, wenn er einer Frau gilt, die noch jung ihrer Familie entrissen worden, ernst und feierlich, wenn es darauf ankommt, den Muth und die Klugheit eines Mannes zu preisen, der im kräftigen Alter die Welt verlassen hat. Nichts gleicht aber dem Geheule, das die Klageweiber anstimmen, wenn ein von seinem Feinde erschlagener Mann bestattet werden soll. Die Improvisatorin thut alsdann ihr Aeußerstes, um in den Gemüthern aller Anwesenden die Gefühle des Hasses zu erregen, welche in der Familie des Todten schon erwacht sind; und sey es nun, daß sie wirklich lebhaften Antheil nimmt oder diesen Antheil nur erheuchelt: genug, sie geberdet sich wie eine höllische Jurie, die einen Rächer sucht.

Verlassen wir das Haus der Trauer, um einem hochzeitlichen Feste beizuwohnen, so haben wir auch da wieder Gebräuche des hohen Alterthums vor unseren Augen. Eine Heirath in Sardinien ist ein wahres Drama. Zuerst bittet der junge Liebhaber um die Einwilligung seiner Aeltern; dann geht sein Vater oder Vormund allein zu den Aeltern des Mädchens. Er tritt ins Zimmer und beginnt eine allegorische Rede, vermuthlich, damit sein Stolz, im Fall einer abschlägigen Antwort, nicht zu arg verlegt werde. „Ich komme“, so sagt er, „um eine schneeweiße Färse“) von vollkommener Schön-

) Färse ist das edlere Wort für junge Kuh (génisse).



heit zu suchen, die Ihr so glücklich seyd zu besitzen. Sie könnte der Stolz meiner Heerde und der Trost meiner alten Tage werden.“ Die Aeltern des Mädchens antworten ebenfalls verblümt, jedoch so, als ob sie ihn nicht verständen. Sie lassen alle ihre Kinder, eines um das andere, vor dem Bittsteller erscheinen und sagen dabei jedes Mal: „Ist Euch etwa dieses gefällig?“ Endlich holen sie die Jungfrau, der sein Antrag gilt, nachdem sie ihr anscheinendes Widerstreben besiegt haben; und bei ihrem Anblick ruft der Besucher aus: „Diese ist's, die ich wünsche!“

Wenn das Besuch des Brautwerbers stattfindet, so verständigt man sich alsbald in Betreff der gegenseitigen Geschenke. Diese werden an einem verabredeten Tage feierlich ausgetauscht, aber der Trauungs-Termin wird nicht eher angelegt, bis die jungen Leute Alles beisammen haben, was zur Wirthschaft erforderlich. Das Mobiliar liefert die Braut; der Bräutigam aber muß für Alles sorgen, was zum Feldbau oder zu seinem sonstigen Gewerbe gehört.

Der zweite Akt des Dramas beginnt mit feierlicher Ablieferung der Gegenstände, die das Mädchen als Aussteuer mitbekommt. Ein langer Zug von Anverwandten, Freunden und jungen Knaben bewegt sich aus der Wohnung des Jünglings nach dem Hause seiner Verlobten. Die Knaben tragen lauter zerbrechliche Gegenstände, die man nicht wohl auf Wagen transportiren kann, namentlich: ein Gemälde des Schutzpatrons der Familie, einen Venetianischen Spiegel, Gefäße von Fayence u. dgl. Alsdann kommt ein Trupp schön gepusteter junger Bäuerinnen, je vier oder sechs in einer Reihe. Diese tragen Kopfschmücken mit rosenfarbenen Bändern, Myrthen- und Blumengewinde. Die schönste unter ihnen trägt eine bronzene oder irdene Amphora von antiker und zierlicher Form auf einem Tragring aus Scharlach; dies Gefäß, mit welchem die Neuvermählte Wasser aus dem Brunnen schöpfen soll, ist ein Geschenk ihrer Gefährtinnen, wie zu Homer's Zeiten.

Hinter den Brautjungfern kommt ein Zug knarrender Wagen, die das Mobiliar des Bräutigams fahren. Dieses ist so arrangirt, daß die gaffende Menge jedes Stück sehen kann.

Ein sehr gut aufgeäumter Fesl, dessen Ohren und Schwanz mit Bändern und Myrthen geschmückt sind, ist die letzte Person des Zuges. Dieses arme Thier hat die Bestimmung, den Stein in der Mühle des jungen Paares umzudrehen.

Die jungen Freundinnen der Braut beeifern sich, in ihrer Wirthschaft Alles in Ordnung zu bringen. Zwischen dem Bräutigam und seinen Kameraden, die ihm einige dicke Matragen (vielleicht Symbole der Lasten des Ehestandes) mit Gewalt überwerfen wollen, entspinnt sich eine komische Balgerei, während die jungen Mädchen alle Zimmer mit Blumensträußen schmücken, die man verwelfen und von selbst abfallen läßt, und deren Spuren noch manches Jahr zu sehen sind.

Endlich kommt der Tag der Vermählung. Sobald der Zug, welcher den Bräutigam bringt, dem Hause der Braut sich nähert, kniet die Letztere vor ihren Aeltern nieder und bittet sie unter Thränen um ihren Segen. Bald darauf begiebt man sich unter Glockengeläute in zwei Reihen nach der Kirche, und ist die religiöse Feier vorüber, so wird bei dem Vater der jungen Frau gefestigt. Diese setzt sich mit ihrem Gatten an das obere Ende der Tafel, und Beide essen aus demselben Teller und mit einem Löffel ihre Suppe. Aber bald schlägt die Stunde, in der sie das väterliche Haus verlassen und ihre neue Wohnung beziehen soll. Alsdann ordnet sich der glänzende Zug so, daß Frauen und Männer in zwei Reihen, die Frauen rechts und die Männer links, dem Wagen des jungen Paares folgen. Die Mutter der Braut begiebt sich etwas früher nach der neuen Wohnung, um ihrer Tochter die Honneurs zu machen; sie geht ihr entgegen, wie man Königinnen entgegengeht, wenn sie zum ersten Male ihren Palast betreten, und reicht ihr etwas Getraide, Salz und kleines Zuckerwerk. Die Römer warfen den Neuvermählten an der Schwelle des Hauses bekanntlich Rüsse zu. Beim Aussteigen setzt die junge Frau den Fuß zuerst auf ein Tabouret, das auf einem mit Blumen bestreuten Teppich steht. Sie läßt ihren Schwiegerältern, als Zeichen kindlicher Unterwürfigkeit, die Hände und wird alsdann durch ihre Schwiegermutter in das Brautgemach geführt.

Sardinien besitzt, wie wir schon angedeutet, seine Geschichtschreiber. Der neueste derselben, Baron Manno, ein geschäfter Gelehrter und eleganter Schriftsteller, ließ im Jahre 1825 die von ihm abgefaßte vaterländische Geschichte in vier Bänden zu Turin drucken. Herr della Marmora giebt uns eine sehr gute Skizze der Schicksale Sardinien's, von den ältesten Zeiten an. Ich überlasse es den Sardinern, für ihre mythische Noblesse und ihren Helden Cardus, einen Sohn des Ethenischen Herkules, sich zu interessieren. Ihre blutigen Kämpfe mit den Bandalen, den Sarazenen und den Visanern nehmen mein Interesse mehr in Anspruch; denn obschon diese Kämpfe jedes Mal damit endeten, daß die Insel den Feinden zur Beute wurde, so hat der entschlossene und hartnäckige Widerstand eines kleinen Volkes gegen mächtige Unterdrücker doch immer etwas Erhebendes. Man würde aber von der Macht Sardinien's unter seinen Richtern einen falschen Begriff bekommen, wenn man sie nach dem Hochmuth dieser kleinen Häuptlinge ermessen wollte, die in jener Epoche des Feudalwesens nichts Anderes als Vasallen der Genueser und Visaner waren. Die Herren „Richter“ warfen sich nur vor solchen Ausländern, von denen sie nichts zu befürchten hatten, mit Insolenz in die Brust; so jener Hugo von Arborea, der eine Gesandtschaft des Herzogs von Anjou mit aller Brutalität und Rohheit eines Wilden aufnahm. In

wohlthuendem Kontraste zu diesem kleinen Tyrannen steht seine Schwester Eleonore, die man den edelsten Charakteren des Mittelalters beizählen kann. Eleonore vertrieb während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Arragoneser aus Sardinien und beschwichtigte in demselben Augenblick eine republikanische Empörung ihrer Unterthanen. Sie gab ihrem Lande den ersten Gesetz-Koder (carta de logu), der keinen anderen Fehler hatte, als daß er für jenes Zeitalter zu mild und menschlich war. Man findet in demselben sehr gute Verordnungen in Betreff des Eigenthums, der Eession und Erbfolge, auch enthält er die ersten Elemente des Geschwornen-Gerichtes. Von Todesstrafen ist darin selten die Rede, und viele gehässige Mißbräuche in der Kriminal-Verfugung, die bis dahin bestanden hatten, sind durch diesen Koder abgeschafft worden. Eleonore's Carta hat noch heutiges Tages in Sardinien ihre Gültigkeit und ist für alle Gesetzkundige und Magistrats-Personen ein Gegenstand der Bewunderung und des eifrigen Studiums.

Die Periode der Arragonesischen Herrschaft zeigt uns neben dem Feudalwesen mit seiner ganzen Schleppe von Privilegien eine volksvertretende Verfassung und Stände-Versammlungen. Das Joch der Feudalherren war übrigens in Sardinien nicht so drückend wie in anderen Ländern Europa's. Der Bauer, von Geburt ein freier Mann, konnte seinen Wohnort wechseln, wenn er Ursache hatte, mit seinem Grundherrn unzufrieden zu seyn.

Der jetzige König von Sardinien arbeitet schon seit mehreren Jahren an der gänzlichen Aufhebung des Feudalwesens, und er thut dies mit einer Vorsicht und Billigkeit, die ihm große Ehre machen. Alle legitime Abgaben bleiben unangetastet; die Renten oder Gebühren in Naturalien, welche auf dem Grundeigenthum lasteten, sollen hinführo wiederkäuflich (tilgbar) seyn; die willkürlichen Auflagen dagegen werden ganz abgeschafft. Dies ist aber nicht die einzige Wohlthat, die Sardinien dem Hause Savoyen verdankt; auch die meisten nützlichen Einrichtungen im Lande sind von der heutigen Regierung ausgegangen, namentlich: eine National-Miliz, eine Normal-Schule, ein verbessertes System des Elementar-Unterrichts und vor Allem die monti granatici, Magazine, in welchen man Getraide gegen mäßige Zinsen leihen kann. Diese Magazine liefern dem Landbauer das Korn, dessen er bedürftig ist, um seine Felder zu bestellen, und das nöthige Geld, um Ochsen und Ackergeräth zu kaufen. Leider werden aber die guten Wirkungen dieser schönen Einrichtung bis jetzt noch durch viele Mißbräuche und andere verdrüssliche Umstände sehr beschränkt, und die große Zahl der Haiden und Brachfelder hat sich gegen früher kaum verringert. Den Boden sollte man nicht anklagen; dieser bedarf nur fleißiger und kluger Bestellung, um seine alte Fruchtbarkeit wieder zu erhalten. Man weiß, daß Sardinien in den Römerzeiten die Ehre, eine Kornkammer der Republik zu heißen, mit Sicilia theilte. Auch die Industrie der Sardinier ist noch sehr im Rückstande: die jährliche Einfuhr übersteigt die Ausfuhr um mehr als 900,000 Franken. Fast alle Manufaktur-Artikel, die zur Kleidung dienen, werden vom Auslande geliefert.

Was der Insel Sardinien hauptsächlich Noth thut, das ist, nach unserem Ermessen: eine stärkere Bevölkerung, ein besseres Forstsystem, ein besser begründetes Eigenthumsrecht, die Abschaffung der Lehndienste und des Zehntens, und vor Allem — Geld. Ich hätte diesen mächtigen Hebel jedes Industrie-Zweiges eigentlich an die Spitze stellen sollen. (Nouvelles Annales des Voyages.)

## N o r w e g e n .

### Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

#### III. Der Dogen-Palast.

Das größte, am meisten in die Augen fallende und interessanteste Gebäude von Venedig ist der Dogen-Palast. Und es ist nicht allein das interessanteste, weil es das größte und weil es der Palast des Dogen gewesen, nein, hierzu kommt noch seine, wenn auch nicht ungewöhnlich schöne, doch ungewöhnlich seltene Form und die vielen Erinnerungen, welche es birgt. Es besitzt deren unzweifelhaft mehr, als irgend ein anderes Gebäude, denn durch viele Jahrhunderte ist es nicht nur der Sitz für das Oberhaupt des Venetianischen Staates, sondern auch die Kapsel der Venetianischen Staatsmaschine gewesen. Im Innern dieser Mauern hat das wunderbar komplizierte Räderwerk sich gedreht und bewegt, das lange Zeit einen so wichtigen Einfluß auf den historischen Gang des südlichen Europa's gehabt; von hier gingen die großen Handlungen jenes See-Staats aus, die wie große Gefänge aus der Vorzeit über der Zeit schweben, Epochen in ihr abtheilen und auf unvergeßliche Jahrzahlen hinweisen; von hier haben sie ihre Richtungen erhalten, und daher kommt es, daß dies Gebäude gewiß mehr Erinnerungen umschließt, als jedes andere. Aus jedem Winkel, bei jedem Schritt, den der Beschauer thut, tritt die alte Ello hervor und stößt in ihre Vosaune. Ich möchte hinzufügen, daß diese Vosaune nirgends wilder und schrecklicher klingt.

Der Palast trägt auch schon an seiner Stirn den Ausdruck von dem, was er birgt! er steht so ernst da an der stillen, freundlichen Piazzetta. Die beiden untersten der drei Höhen-Abtheilungen, aus denen die Hauptfassade des Gebäudes besteht, werden von zwei Säulenreihen gebildet, hinter welchen sich offene Gänge befinden; die Säulen sind kurz, aber stark; sie sind durch hohe schmale Spitzbögen von einander getrennt. Die dritte Abtheilung ist unverhältnißmäßig höher als die beiden anderen, daher kommt das erste Ansehen des Gebäudes. Gerade über der Mitte der Fassade erhebt sich hoch über den Mauerkranz ein Marienbild; es ist, als wenn es hierher gestellt

\*) Etwas von diesen Gebräuchen und selbst von der damit verbundenen allegorischen Sprache findet man auch in mehreren Kantonen der Nieder-Bretagne.



worden wäre, um das Maurische, das Unchristliche in diesen Formen gleichsam zu entschuldigen und zu versöhnen. Und nun die großen Schatten-Parteien in den beiden offenen Gängen, zwischen welche doch wieder so helles Licht fällt; sie scheinen schon von außen auf das Verhältnis zu deuten, das im Inneren zwischen dem Geheimnisvollen, dem Ungewissen, dem in seinen Umrissen Schwankenden und dem Sonnenklaren, dem Bestimmten, dem Reihistorischen stattfindet. Das Modell zu diesem Gebäude haben die Venetianer ohne Zweifel im Morgenlande vorgefunden; sie haben es mit sich heimgeführt, um eine Trophäe, ein Erinnerungszeichen an jene große Zeit aufzurichten, wo die Kreuzritter auf den Venetianischen Schreden übers Meer zogen. O, welche Last haben nicht diese Schreden zu tragen, denn wie viele zerrissene Herzen bluteten nicht unter dem bekreuzten Kruz! Ich sagte, eine große Zeit, ja die Kreuzzüge waren für Venedig von ungeheurer Wichtigkeit. In Rücksicht auf das übrige Europa war das ganze Kreuzfahrerwesen, obgleich eine tiefe, innige, glühende religiöse Schwärmerie, doch eine politische Betrübe. Aber für Venedig war es Kraft und Nahrung, aus der es wuchs und groß wurde. Vor den Kreuzzügen stand Venedig da, wie ein Mädchen, das seine jungen Füße in der stillen Lagune badet, und nachdem sie beendet waren, war es bereits zu der reifen Hülle einer herrschaftlichen Königin angewachsen, die mit der einen Hand nach der Kaiserkrone in Konstantinopel griff, während die andere nach dem Indischen Handel über Aegypten langte, und in ihrem Diadem hatte sie manchen Edelstein, der früher dem Griechischen Völkerbunde gehört hatte.

Tritt man durch den Haupteingang in den großen Hofraum, so bemerkt man sogleich eine ganz andere Architektur. Hier sind auch Säulen und offene Gänge, aber die Säulen sind höher und schlanker und die Bogen gerundet; Alles ist lichter, freundlicher, mehr Südeuropäisch. Zur Rechten hat man eine Treppe, eine von jenen breiten, bequemen Marmortreppen, die man so oft in Italien sieht; es ist die sogenannte Riesentreppe. Oben auf ihrer höchsten Stufe wurden die Dogen, sobald sie erwählt waren, dem Volke vorgestellt, indem man ihnen den Herzoglichen Hut aufsetzte. Alle Dogen Venedigs sind hier durch einen langen Zeitraum erwählt worden, und einer von ihnen, Marino Faliero, ist sowohl erwählt als hingerichtet worden; der arme Faliero, er hatte die unverzeihliche Thorheit begangen, sich zu verheirathen, sich auf seine alten Tage mit einem jungen Mädchen zu verbinden. Und die Venetianische Aristokratie hatte freilich Grund, dieses Haupt zu fällen, es war ein gefährliches Haupt. Faliero war der Einzige von allen Dogen Venedigs, der es versuchte, die Aristokratie zu zerstören, diese Hyder zu erdrücken. Ja, es war Kraft in diesem Marino Faliero! und bisweilen stürmte das Blut wild und heiß in seinen Adern. Er war es, der die Ungarn bei Zara schlug; der dem Bischof von Treviso ein Steckenpferd gab, — einem Bischof ein Kinderpferd zu geben! Dies war ohne Zweifel Faliero's kühnste That: ich hoffe, Leser, daß Du Dich an diesem Ausdruck nicht stoßt, bedenke, einem Bischof der damaligen Zeit.

Steigt man die „Riesentreppe“ hinauf und folgt man der offenen Gallerie auf der rechten Seite, so wird man bald links eine andere Treppe bemerken, die „goldene“, so genannt von der vielen Vergoldung, die an dem gewölbten Dache verschwendet ist. Sie führt in die oberen Etagen des Gebäudes. In diesen ist ohne Zweifel das merkwürdigste der vielen Zimmer, die man durchwandert, der Bibliothek-Saal, wo in den Zeiten der Republik sich der große Rath versammelte. Portraits von Venedigs Dogen befinden sich hier an allen vier Wänden, eines immer dicht neben dem anderen; manche harte, kräftige Gesichter, über deren gefurchter Stirn tiefe Pläne ruhen, und manches freundliche Greisgesicht, das den Beschauer bewegen kann, mit Shakespeare im König Lear auszurufen: „Und diese edlen Züge und dieses graue Haar haben sie nicht einmal rühren können!“ Nein, die Venetianische Aristokratie kannte kein Mitleid. Der Doge mußte den Glanz der vielen blutigen Thaten tragen, die im Dunkel der Nacht vollbracht wurden.

Unter den Bildnissen hängen andere Gemälde, welche Ereignisse aus der Geschichte Venedigs darstellen; sie sind alle von den ersten Meistern der Venetianischen Schule ausgeführt. Eines von ihnen zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit an, ein großes Gemälde von Zuccari, welches die Zusammenkunft zwischen Paps Alexander III. und Friedrich Barbarossa zu Venedig vorstellte. Bei diesem Zusammenreffen war es, wo der Paps, als der Kaiser seinen Pantoffel küßte, den Fuß auf seinen Nacken gesetzt und mit der Schrift ausgerufen haben soll: „Auf Dornen und Löwen sollst du treten!“ Und das ertrug Barbarossa! Dieser starke Barbarossa, zu welchem das edle Deutsche Volk noch jetzt mit der Hoffnung großer Zukunft aufschaut, dieser Barbarossa, von welchem die Sage geht, daß er in dem Kyffhäuserberge dahinst und schläft; ein Tisch steht vor ihm, auf welchem er den Ellenbogen stützt, der starke rothe Bart ist schon durch den Tisch gewachsen; aber ein Tag wird kommen, an welchem der Schlummer weicht, und der Kaiser wird sich erheben, und dann wird Deutschland seinen alten Kuhn wieder gewinnen. — Barbarossa ertrug den Hohn des übermüthigen Papses, — die Zeiten haben sich geändert; der Paps wird nicht mehr den Versuch wagen, seinen Fuß auf den Nacken eines Volkes zu setzen — und der Herr sey gelobt!

Ein anderer Gegenstand erweckte hier oben im Dogen-Palast auch in hohem Grade meine Aufmerksamkeit. Wenn man nach der goldenen Treppe hinaufkommt, wird man zur Rechten in der Mauer ein kleines Loch gewahrt, welches in ein Zimmer hineinführt; dies ist der sogenannte Löwenmund, in welchen die Anklagen geworfen wurden, um dann von den Staats-Inquisitoren untersucht zu werden. Be-

denkt man den erschafften Zustand, in welchem die Venetianische Aristokratie sich vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befand, und nimmt man Rücksicht darauf, wie Furcht immer mit Schwäche verbunden ist, so wird man leicht einsehen, zu welchen gräßlichen Resultaten diese Anklagen oft führen mußten. Ein Fremder, der mit mir den Dogen-Palast besah, erzählte eine Geschichte, welche sich wenige Jahre vorher zugetragen haben sollte, ehe die Republik aufhörte, zu existiren. Es wurde der Venetianischen Regierung von ihrem Gesandten in Paris gemeldet, daß wichtige Staatsgeheimnisse von Venedig aus der Französischen Gesandtschaft in Konstantinopel mitgetheilt worden wären. Man ließ nachforschen und entdeckte zuletzt den Namen der Person, von welcher die Mittheilungen ausgegangen seyn sollten. Ein Beamter dieses Namens arbeitete in einem Bureau; er ward vor die Inquisition gestellt und verurtheilt; man extränkte ihn in dem Kanal Orfano, wo sogenannte Staats-Verbrecher oft schon dasselbe Schicksal erfahren hatten. — Die Regierung hatte schon früher den Befehl gegeben, daß die Ausschlämmung, die man mit dem Kanal begonnen, aufhören sollte. Es verging einige Zeit, da wurde von Paris aufs neue berichtet, daß die Mittheilungen von Venedig nach Konstantinopel fortführen. Man stellte wieder Untersuchungen an und fand jetzt, daß eine andere Person mit demselben Namen, wie der umgebrachte, in einer ganz untergeordneten Stellung im ausländischen Departement arbeitete, und von dieser waren die Mittheilungen ausgegangen. Ein Ereigniß, das keineswegs unwahrscheinlich ist, denn mancher Unschuldige ist sicher von diesem schändlichen Dreimänner-Rath verurtheilt und über die Seufzerbrücke gesendet worden; die Seufzerbrücke, ja Leser! denn mancher tiefe Seufzer ist über sie gegangen, um sich in den Bleikammern zu verlieren und vielleicht in den Kanal Orfano zu senken.

## Mannigfaltiges.

— Ein Schwedischer Theater-Abend. In Schweden schöpft die tragische Muse vorzugsweise gern aus Deutscher Quelle. Unsere klassischen Trauerspiele sind auch auf der Bühne von Stockholm heimisch, ja mitunter vielleicht heimischer, als auf einigen Deutschen Theatern, die vor Opern von Donizetti und Baudevillen von Scribe zu einem Trauerspiele von Schiller kaum mehr kommen können. Herr Dahlqvist, nächst Herrn Almlöf der erste Heldenspieler der Schwedischen Bühne, veranstaltete am 6. April eine große scenisch-dellamatorische Soiree im Theater von Stockholm und brachte bei dieser Gelegenheit nicht weniger als vier Deutsche Trauerspiele zur theilweisen Aufführung. Zuerst wurde ein Akt aus des Freiberger v. Jodly's „Kerker und Krone“ gegeben, in welchem Herr Dahlqvist den Torquato Tasso und Herr Almlöf den Montecatino spielte. Darauf folgten die letzten Scenen des dritten Aktes und der Anfang des vierten Aktes aus Müllner's „Schuld“, worin Herr Dahlqvist den Hugo mit großer Energie gab und besonders die Kraftworte „Därar falla det schavott!“ (Thoren nennen es Schavott!) einen mächtigen Eindruck machten. Es folgte nun der berühmte Monolog aus Hamlet: „Vara eller icke vara, det är frågan“ (Seyn oder Nichtseyn u.) dem sich die folgende Scene mit Ophelia aus dem dritten Akt anschloß, und dies war das einzige Nichtdeutsche, was an diesem Abend zur Aufführung kam, denn nunmehr kam Schiller an die Reihe, und zwar in zwei verschiedenen Dramen. Zuerst wurde der zweite Akt aus „Wallenstein's Tod“ aufgeführt, in welchem Herr Dahlqvist besonders durch die Erzählung des Traumes vor der Lützen Schlacht („Es giebt im Menschenleben Augenblicke“ u.) das Schwedische Publikum zu außerordentlichem Beifall hinriß. Den Beschluß machte der fünfte Akt aus den „Räubern“ („Röfvarbandet“ — die Räuberbande — heißt das Stück auf Schwedisch), in denen Herr Dahlqvist jedoch nicht, wie wir aus seinem übrigen Rollenfache geschlossen hätten, den Karl, sondern den Franz Moor giebt. Man sieht übrigens aus dieser Inhalts-Anzeige, wie bunt auch in Schweden ein Benefiziant seinen Theater-Abend auszustatten weiß. Zwischen einem Akt und dem anderen wurden Overtüren von Gluck, E. M. v. Weber, Bernhard Romberg und Cherubini gespielt.

— Ein neues Lustspiel von Alberto Nota. Herr Karl Blum mag nur immer die Feder spitzen, um unserer Bühne ein interessantes Drama zu verschaffen, das der Ehre der Uebertragung allerdings würdiger scheint, als so manches Produkt, das uns von der Seine her kommt. „Die Kreolin von Louisiana“ (La Creola della Louisiana) heißt das neueste Lustspiel Alberto Nota's, der bekanntlich vor kurzem vom Könige von Sardinien zum Signor Karone erhoben worden ist. Mit großer Geschicklichkeit hat der Verfasser die eigenthümlichen gesellschaftlichen Konflikte, welche das Sklavenwesen in den südlichen Staaten Nord-Amerika's darbietet, als Hebel seines Drama's zu benutzen gewußt. Franzosen, Engländer und Kreolen, Freie und Sklaven, wie sie der Boden Amerika's in bunter Mannigfaltigkeit trägt und charakteristisch modifizirt, werden darin naturgetreu gezeichnet; die Heldin des Stückes ist jedoch Zella, die Tochter einer Sklavin und eines Franzosen, deren harter Dheim sie, in Abwesenheit ihres Vaters, wie eine Waare behandelt, die er zur Dedung einer Schuld an den Markt bringen und verkaufen will. Die Abscheulichkeit der Sklaven-Gesetzgebung Louisiana's und Süd-Karolina's wird in diesem Drama recht überzeugend vor Augen geführt, während andererseits auch die Forderungen der Kunst und der ästhetischen Form in keiner Weise verlegt werden.